

sche Tat ist die Weiße Rose aus unserer Geschichte nicht mehr auszulöschen“ (S. 152).

Die Darstellung wird durch eine gut ausgewählte Dokumentation (S. 153–224) ergänzt. Ob das Buch – wie der Klappentext des Verlages meint – als „die abschließende Darstellung betrachtet werden kann“, wird man freilich nicht mit solcher Sicherheit sagen können. Noch ist der ganze Umkreis der „Weißen Rose“ kaum erforscht. Man wird zudem diesen Widerstand noch stärker mit der Frage nach der Rolle der Hochschulen im „Dritten Reich“ in Verbindung bringen können und müssen². Petry hat allerdings bewußt ausgeklammert, welche Wirkung die „Gleichschaltung“ der Universität und die Reglementierung der Wissenschaften für die Studenten mit sich brachten. Es scheint aber doch als außerordentlich symptomatisch für die Universitäten im „Dritten Reich“ und insbesondere für das Verhältnis von Studentenschaft und Professorenschaft, Jugend und Nationalsozialismus, Wissenschaft und Nationalsozialismus, daß es der „bürgerlichen“ Hochschule nicht gelungen ist, die in ihr doch weitgehend vorhandene Ablehnung des Nationalsozialismus in politische Aktion umzumünzen; aber zu tief war wohl der Graben zwischen der älteren und der jüngeren Generation, zu groß der Unterschied der Auffassungen von einer politischen und fortschrittlichen Universität, als daß sich hier ein wirklicher consensus mit etwaigem innenpolitischen Gewicht hätte entwickeln können.

A. Götz von Olenhusen

ELSE ROSENFELD / GERTRUD LUCKNER (Hrsg.): Lebenszeichen aus Piaski. Briefe Deportierter aus dem Distrikt Lublin 1940–1943. Nachwort: Albrecht Goes. München 1968. Biederstein Verlag. 184 Seiten mit 1 Karte.

Zahlen gehen nicht zu Herzen. Über Zahlen kann man streiten. Waren es wirklich 6 Millionen Juden oder „nur“ fünfeinhalb? Aber wenn die Anonymität Menschenanlitz annimmt und zu reden beginnt, dann flammt die schmerzliche Scham zusammen mit der ewig antwortlosen Frage wieder auf: Wie konnte so etwas unter unseren Augen geschehen? Die hier vernehmbar gemachten „Lebenszeichen“ sind in Wahrheit wie Klopffzeichen unrettbar im Bergwerk Verschütteter: Sie verstummen im Tode, doch nicht als Opfer einer Naturkatastrophe – wie viel versöhnlicher wäre das!

Am 12. Februar 1940 begann es: Erste Deportationen von Juden aus Pommern nach Ostpolen, wo sie ohne Hab und Gut bei den kaum besser gestellten Juden in weltverlorenen Nestern einquartiert und später hinter Ghettozäunen eingepfercht wurden. Immer neue Transporte kamen hinzu. Es fehlte an allem, und Raum gab es nur, wenn willkürlich herausgegriffene Gruppen in Arbeits- und Vernichtungslager verschleppt wurden, wo alle Lebenszeichen auf immer erloschen. In Piaski, Belzyce, Opole, alle in der Nähe von Lublin gelegen, stießen zwei jüdische Welten aufeinander, zwei Zivilisationen: das westliche, an die deutsche Kultur assimilierte Judentum traf auf die archaische Lebensform des „Städtel“ und fand zu seiner Überraschung bei diesen armen, verachteten Leuten warme Menschlichkeit und opferbereite Gastfreundschaft. Noch bestanden Verbindungen zur alten Heimat, zu Verwandten und Hilfsorganisationen, allen Schikanen und Schwierigkeiten zum Trotz.

² Vgl. H. P. Pleuel, E. Klimmert: Deutsche Studenten auf dem Weg ins Dritte Reich (FR XIX/69/72, S. 159 f.). [Anm. d. Red. d. FR.]

Die erhalten gebliebenen Briefe bitten denn auch immer wieder um Notwendigstes und danken für Empfangenes. Und was könnte ergreifender sein, als zu erfahren, daß zu diesem Notwendigsten das Alte und Neue Testament gehört, aber auch Goethes „Marienbader Elegie“, Blumenzwiebeln, ärztliche Instrumente zum Dienst an den Kranken, Schulmaterial und Spiele für die Kinder? Noch lange bleibt die Hoffnung wach auf Auswanderung in freie Länder, und nie ermattet das Vertrauen auf Gott.

Den besonderen Wert dieser Veröffentlichung macht es aus, daß die beiden Herausgeberinnen erst helfend, dann leidend mit diesen Opfern der Verschleppung persönlich verbunden gewesen sind. Sie ist somit ein Stück ihrer eigenen Biographie. Gertrud Luckner hat überdies manche Mitteilungen in den Briefen dadurch kommentiert, daß sie jeweils die entsprechenden amtlichen Verordnungen, abgefaßt in der bürokratischen Sprache des Unmenschen, einfügte – die Wirkung ist erschreckend! Und doch hat in diesem Buch die Menschlichkeit das letzte und auch das erste Wort: Am Schluß stehen drei Seiten voll nobelster Gesinnung von Albrecht Goes, und dem Ganzen ist die Bemerkung vorangestellt: „Der Honorarerlös aus diesem Buch fließt den Quäkern in Deutschland zu“. Paulus Gordan OSB, Beuron/Rom

ELIE WIESEL¹: Gesang der Toten. Aus dem Französischen von Christian Sturm. München und Eßlingen 1968. Bechtle-Verlag. 178 Seiten.

In seinen Romanen kreist Elie Wiesel immer wieder um das Entsetzen der Vernichtung der Juden im Herrschaftsgebiet der Nationalsozialisten, vor allem um die Vernichtung der Juden in Osteuropa. Die schrecklichen Erinnerungen an die eigene Jugend unter der ständigen Todesbedrohung führen ihm die Feder. Auch der schmale Band der Erzählungen, die nun unter dem Titel „Gesang der Toten“ in deutscher Sprache vorliegen, setzt sich mit den Schatten der Vergangenheit auseinander, fragt nach dem Sinn des Todes. Um die Auswirkungen des Todes in den Konzentrationslagern auf das Bewußtsein gläubiger Juden wie nichtgläubiger Juden, aber auch der Christen aufzuhellen, schreibt Elie Wiesel seine Erzählungen. Hatte der Tod einen Sinn und wenn ja, welchen denn, ist die Frage gleich der ersten Erzählung, die dem Tod des Vaters gilt. Die Toten werden immer wieder gegenwärtig und stellen den Lebenden Fragen, Fragen nach Gottes Gerechtigkeit und Liebe, Fragen nach dem Sinn des Menschseins. „Ein ungarischer Rabbi war unser Vorsänger. Seine Stimme weckte meine Erinnerungen und ließ jene alte Legende wieder erstehen, nach der am Abend des Jom Kippur sich die Toten aus ihren Gräbern erheben, um mit den Lebenden zu beten. Ich dachte: ‚Es stimmt also, so geschieht das: in Auschwitz wurde diese Legende bestätigt‘“ (S. 40). Dieses Zitat findet sich in der Erzählung „Jom Kippur, Tag ohne Versöhnung“. An diesem Versöhnungstag in Auschwitz rechnet ein Frommer mit Gott, ein neuer Hiob! Da Gott sich, so will es scheinen, von seinem Volk abge-

¹ Literaturpreis für Elie Wiesel: Die Weltvereinigung der Organisation ehemaliger Insassen des KZ Bergen Belsen hat einen Literaturpreis gestiftet, mit dem Autoren geehrt werden sollen, die der Erinnerung an die Massenvernichtung von Juden literarischen Ausdruck verliehen haben. Dem Schriftsteller Elie Wiesel wurde der Preis in diesem Jahre für sein Buch „Le Médiant de Jérusalem“ von einer Jury zuerkannt, die sich aus 20 Persönlichkeiten zusammensetzt, die in den USA, in Großbritannien, Israel, Frankreich und Holland leben. In: Allgemeine jüdische Wochenzeitung (XXIII/27). 4. 10. 1968.

wandt hat, will dieser Fromme am Versöhnungstag in Auschwitz nicht fasten. Aber dann tut er es doch. Dem Erzähler, seinem Leidensgenossen, sagt er als letztes, ehe er in den Tod geht: „... Um gegen Seinen Willen etwas zu fordern, gibt es hier nur ein Mittel: Ihn loben.“ Der Erzähler fügt nach diesem letzten Satz hinzu: „Und lachend ging er in den Tod“ (S. 42). Schärfer kann die Sinnfrage nicht gestellt werden! Glauben können nach Auschwitz, das ist die Frage, die an Juden und Christen gestellt ist.

W. E.

EVA ALEXANDERSON: Ich klage um Jerusalem. Eine Frau erlebt das Heilige Land. Aus dem Schwedischen übersetzt von Jutta und Theodor Knust¹. Freiburg-Basel-Wien 1968. Verlag Herder. 268 Seiten².

Nicht die biblische Klage um das verlorene Jerusalem ist hier gemeint, sondern eine neue, heutige Klage: die einer Christin über die geteilte Stadt. Jerusalem ist inzwischen nicht mehr geteilt – die Originalausgabe des Buches erschien *vor* dem Sechstagekrieg – aber daß sein Schicksal und das des „Heiligen Landes“ weiterhin im ungewissen liegen, ist gewiß.

Die Autorin meint aber auch nicht nur dieses eine Problem und nicht nur Jerusalem. Sie ist zum Katholizismus übergetreten und berichtet von einer Art Pilgerreise zu den verschiedensten biblischen Stätten des Vorderen Orients. Außer in Israel war sie auf Zypern, im Libanon, in Syrien, besuchte Orte, wo sich Biblisches, vor allem Neutestamentarisches, abgespielt haben soll, war in Kirchen, Klöstern, Kapellen und besuchte Priester und Mönche der westlichen und östlichen Gemeinschaften. Über all das berichtet sie in lose zusammenhängenden Kapiteln.

Sie ist sich glücklicherweise der Fragwürdigkeit aller historischer Festlegungen bewußt und besitzt eine Portion Humor, sonst hätte sie verzweifeln müssen. Denn wenn man auszieht, um seine Religion an ihren Entstehungsorten aufzufinden, und muß dann in Kauf nehmen, daß die verschiedensten christlichen Gemeinschaften für dasselbe Ereignis die verschiedensten Orte als die wahren und heiligen eifersüchtig in Anspruch nehmen, könnte einem Frommen der Mut vergehen. In Damaskus allein findet sie neun verschiedene christliche Kirchen mit eigenen Oberhäuptern, die alle Anspruch auf den Primat erheben. In Jerusalem stoßen sich dann die oft verfeindeten Brüder auf allerengstem Raum – etwa in der Grabeskirche voller Altäre und Kapellen, die alle den verschiedensten Gemeinschaften angehören.

Mit dem Eifer und der Naivität, die Konvertiten oft eigen ist, geht die Autorin allen Bibelwegen im Heute nach. Ihr erzähltes Wissen kommt manchmal etwas zu direkt aus unterrichtenden Büchern oder der studierten Bibel und ist nicht immer genügend gekeltert,³ wenn sie

etwa Rechabeam Ratschläge gibt, wie er es hätte besser machen müssen, oder über das Vergehen von Pracht und Reichtum meditiert. – Aber die positive Seite der Naivität ist Unvoreingenommenheit, und von ihr profitieren die Berichte der Autorin. Die Überzeugungskraft ihres Glaubens ist stark genug, um auch in historisch oder ästhetisch fragwürdigen Erscheinungen die Zeichen des Eigentlichen zu finden.

Lotte Paepcke

MICHEL BAR-ZOHAR: David Ben Gurion. Der streitbare Prophet. Eine Biographie. Aus dem Französischen von Ulla Leippe. Hamburg 1968. Christian Wegner Verlag. 351 Seiten.

Michel Bar-Zohar, 1938 in Sofia geboren, studierte an den Universitäten in Jerusalem und in Paris politische Wissenschaften und wurde Journalist. Als ein engagierter Journalist schrieb er seine Biographie über David Ben Gurion. In seinem Vorwort gibt er zu, daß Späteren möglicherweise mehr Quellen zur Verfügung stehen. Aus der Distanz mögen sie vielleicht richtiger urteilen. Aber eines hat er ihnen voraus: Er hat achtzehn Monate an der Seite Ben Gurions gelebt. Aus diesem Erleben, glaubt der Autor, kann er darstellen, was aus dem Aktenstudium nicht erschlossen werden kann, das Ungewöhnliche dieses Mannes, sein Charme, seine Macht, Menschen in seinen Bann zu schlagen. Der junge Verfasser ist bei aller Bewunderung doch nicht blind für die Schwächen und Fehler Ben Gurions. Spannend schildert er die Gegensätze auch im Lager der Zionisten, die Auseinandersetzungen zwischen Vladimir Jabotinsky und Ben Gurion. Auch die Lavon-Affäre kommt zur Sprache, schließlich auch die Gründe für seinen endgültigen Rücktritt als Ministerpräsident, sein vergeblicher Versuch eines Come back 1965. Trotz allem, Ben Gurion ist nicht gebrochen. Mit dem Abstand der Jahre tritt die Erinnerung an die Kampfzeit zurück, es bleibt die Erinnerung an die Erfolge, an das Erreichte. Der Verf. spricht nicht umsonst von einer sich bereits bildenden Legende der Epoche Ben Gurion, in der die Vergangenheit geläutert und verschönt erscheint. Da wirkt die neue Biographie erfrischend. Sie ist um so notwendiger, als zum Verständnis auch der gegenwärtigen Lage Israels die Kenntnis der Geschichte seiner Entstehung, an der Ben Gurion maßgeblich beteiligt war, unentbehrlich ist.

W. E.

DAVID BEN GURION: Wir und die Nachbarn. Gespräche mit arabischen Führern. Aus dem Hebräischen übertragen von Moshe Tavor. Tübingen 1968. Rainer Wunderlich. Verlag Hermann Leins. 450 Seiten.

Auf Anerkennung das einschränkende „Aber“ folgen zu lassen, wirkt ernüchternd. Darum sei diesmal umgekehrt

Jahre 1947 vorsah, glaubt niemand; dagegen bahnt sich eine *Regelung* an, *laut* der zumindest Kirchen und Klöstern eine international garantierte Exterritorialität zugestanden werden soll.“ [Vgl. Abba Eban: Diplomatischer Status für die Heiligen Stätten. Rede vom 27. 9. 1967 in FR XIX, 69/72, S. 49.]

„Die Frage der islamischen Heiligen Stätten erscheint nur im Rahmen eines Friedensschlusses zwischen Israel und seinen Nachbarn lösbar. In der Jerusalemer Stadtverwaltung ist man sich durchaus bewußt, daß die Araber über ihre Einverleibung in den Judenstaat nicht gerade begeistert sind. Die arabischen Jerusalemer jedoch sind ein Menschen-schlag für sich. Sie betrachten sich immer als Elite unter den Arabern und löckten vor dem 5. Juni 1967 immer wieder gegen Husseins Stachel. Der Gedanke, von einem Bergdorf in Transjordanien aus regiert zu werden, war ihnen unerträglich. Deshalb ist auch nicht leicht herauszufinden, welche politische Lösung ihnen heute vorschwebt (26/27). Soviel steht lediglich fest: Die Moslems warten ab...“

¹ Originalausgabe unter dem Titel „Pilgrimsfärd“ im Albert Bonniers Verlag. Stockholm 1967 (*vor* dem Sechstagekrieg!). Mit Vorwort zur deutschen Ausgabe vom November 1967. – Da es nach dem Sechstagekrieg für Jerusalem „ein Vorher und ein Nachher“ gibt und die Vorstellung von einem Israel *vor* den Ereignissen im Juni 1967 nicht mehr danach zutrifft (vgl. A. Neher in: FR XIX/69/72, S. 4), ist dies beim Lesen dieses Buches zu beachten. (Sämtliche Anmerkungen d. Red. d. FR.)

² Mit Genehmigung der Verf. entnommen der Badischen Zeitung Nr. 279. Freiburg i. Br., 3. 12. 1968.

³ Dies ist *auch* bei der auf S. 9 angeschnittenen Frage *in bezug auf die Internationalisierung Jerusalems zu beachten*. So schreibt Willy Gugenheim (s. u. S. 142): „An eine Internationalisierung der Stadt, wie sie der Teilungsplan für Palästina der Vereinten Nationen aus dem